

Der fremde Deutsche

Wir waren vier Prüflinge. Einer war sogar mit Anzug und Krawatte gekommen, obwohl wir am Tag zuvor auf seinen Vorschlag hin beschlossen hatten, ganz leger, nur in Hemd und Hose zur Prüfung zu erscheinen. Eine Art egoistischer Persönlichkeitsstörung, dachte ich mir. Wir waren alle sehr aufgeregt. Die letzte schriftliche Prüfung, das sogenannte Hammerexamen, hatten wir bereits erfolgreich hinter uns gebracht. Nur noch das Ergebnis dieser einen mündlichen Prüfung trennte uns vom Arztsein.

[...] Nach etwa 30 Minuten bangen Wartens riefen die Prüfer uns herein. Wir hatten alle bestanden. Der Kommilitone im Anzug bekam sogar eine Eins. Draußen warteten meine Freunde und Studienkollegen: Fredy, Familie Friedrichs, Isabel und Madlen mit ihren Kindern, die mich alle Onkel Umes nennen. Sie brachten extra alkoholfreien Sekt für mich mit. Bei den anderen Prüflingen waren die Eltern erschienen, für mich waren meine Freunde meine Familie. Natürlich wäre es wunderbar gewesen, wenn meine Eltern hätten hier miterleben können, dass sich mein Lebenstraum, Arzt zu werden, erfüllt hatte. Ich nahm mein Nokia-Handy mit der kleinen Antenne aus der Tasche, ging damit nach draußen und rief meine Eltern auf Sri Lanka an. Mein Vater meldete sich. »Appa, ich bin es, Umes. Ich habe mein Examen bestanden, ich bin jetzt Arzt.« Ich spürte die Freude meines Vaters am Telefon, er sagte: »Sie haben es trotz vieler Schwierigkeiten geschafft, Arzt zu werden. Wir sind alle stolz auf Sie!«* Ich war glücklich wie noch nie. Es war das erste Mal, dass mein Vater mir sagte, dass er stolz auf mich ist. Leider musste ich das Gespräch rasch beenden, denn ein An-

ruf nach Sri Lanka war damals ziemlich teuer.

Sehr viel Zeit zum Feiern und Ausruhen hatte ich nicht. Bereits in einer Woche sollte ich eine Stelle als Assistenzarzt am Uni-

versitätsklinikum Eppendorf fasziniert.

Als Nichtdeutscher bekam ich zunächst keine Approbation, sondern nur eine »Erlaubnis zum Ausüben ärztlicher Tätigkeit«.

Ich erinnere mich noch sehr gut an den Tag, als ich den Anruf der Sekretärin von Professor Reichenspurner vom Universitären Herzzentrum bekam. Ich saß gerade in der Buslinie 9, auf der Fahrt von der Universitätsbibliothek nach Hause. Sie teilte mir mit, dass ich zu einem persönlichen Gespräch eingeladen sei, und beschrieb mir den Weg zur Herzchirurgie im Haus Ost 70 auf dem Gelände des Universitätsklinikums Eppendorf.

Ich war sehr aufgeregt und machte mir Gedanken, was ich anziehen sollte. Mein einziger Anzug für zwanzig Euro aus dem Secondhandladen, den ich für einen Uniball gekauft hatte, schien mir für das Vorstellungsgespräch ungeeignet, aber Geld für einen neuen Anzug hatte ich nicht. Meine Kommilitonin Alexia, mit der ich in den letzten Monaten täglich fürs Examen gelernt hatte, konnte helfen. Sie bat ihren Freund, mir einen seiner Anzüge

*An anderer Stelle schreibt der Autor, dass das ‚Sie‘, das sein Vater als Familienoberhaupt ihm als Sohn entgegenbringt, als Zeichen des Respekts und der Anerkennung zu werten sei.



Auszüge aus: Der fremde Deutsche – Leben zwischen den Kulturen, Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2017, 144 Seiten broschiert, 12,50 Euro

versitären Herzzentrum Hamburg-Eppendorf antreten. Ich war glücklich und dankbar, dass ich diese Stelle bekommen hatte. Seit ich während des Studiums in der Herzchirurgie in Lübeck als Aushilfspfleger gearbeitet hatte, war ich von der Herzchi-

zu leihen. Er war einverstanden. Da ich passende Schuhe und Hemd bereits hatte, fehlte nur noch eine Krawatte. Alexia verstand es schon immer, sich selbst gut zu kleiden, aber sie wusste auch, wie sich Männer kleiden sollten. Wir gingen gemeinsam los und kauften eine blaue Krawatte mit grau-weißen Streifen, sehr seriös, passend zum Anzug ihres Freundes. Es war großartig, einen Hugo-Boss-Anzug zu tragen. Es fühlte sich gut an. Am Vorstellungstag fuhr ich mit dem Regionalexpress von Lübeck nach Hamburg. Die Fahrt kostete nur fünf Euro, da ich auf einer Gruppenkarte mitfahren konnte.

Am Hauptbahnhof wartete meine beste Freundin Sahar auf mich. Sie ist Iranerin, und ich bin eine Art großer Bruder für sie. Da noch ein wenig Zeit bis zum Gespräch blieb, gingen wir in ein Café am Siemersplatz, nicht weit entfernt vom Universitätsklinikum. Ich trank einen schwarzen Tee mit Milch und Zucker, wie ich ihn als Kind schon gern getrunken habe. Vom Café aus konnte ich das Restaurant »Antikes« sehen, wo ich während der Abiturzeit und während des ersten Semesters in Lübeck an den Wochenenden als Tellerwäscher gejobbt hatte. Und jetzt, acht Jahre später, war ich dabei, mich für eine Stelle zum Weiterbildungsassistenten in der Herzchirurgie zu bewerben. Welch ein Weg!

Sahar setzte mich am Seiteneingang des Universitätsklinikums ab. Nach der Beschreibung der Sekretärin fand ich schnell das Gebäude Ost 70. Angespannt wartete ich auf den Beginn des Gesprächs. Alles lief erfreulich gut. Am Ende durfte ich noch Fragen stellen oder etwas sagen. »Ich werde eines Tages Herzchirurg sein. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich ausbilden«, sagte ich zu Professor Reichensperner und verabschiedete mich von ihm und den anderen Oberärzten, die

beim Gespräch dabei waren. Bis auf einen grauhaarigen Oberarzt mit skeptischem Blick gaben mir alle die Hand. Dass dieser Oberarzt eines Tages für mich ein guter Berater werden sollte, hätte ich mir an diesem Tag nicht vorstellen können.

Der Alltag eines Assistenzarztes entspricht nicht dem Bild, das ich mir während des Studiums gemacht hatte. Zwar gibt es für die Ausbildung zum Herzchirurgen von der Ärztekammer klare Vorgaben, was Dauer und Inhalte betrifft. Aber es gibt keine Kontrolle über die Ausbildung junger Ärzte, und es gibt keine Garantie dafür, dass ein Assistenzarzt auch innerhalb eines bestimmten Zeitraums seinen Facharzt machen kann. Sechs Jahre sollte eine Facharztausbildung dauern. Tatsächlich liegt die durchschnittliche Ausbildungszeit für Herzchirurgen in Deutschland bei über neun Jahren. [...]

In den ersten Jahren meiner Ausbildung war ich als Stationsarzt einer Station zugeteilt, auf der Patienten nach einem herzchirurgischen Eingriff von der Intensivstation übernommen werden und bis zu ihrer Entlassung bleiben. Es war die Station H5B, mein Zuhause bei der Arbeit. Jeden Tag schob ich den Visitenwagen mit den elektronischen Patientenakten von einem Zimmer zum anderen, ging von einem Patienten zum nächsten. Die meisten Informationen über den Heilungsverlauf des Patienten bekam ich vom zuständigen Pflegepersonal. Das ist die Berufsgruppe im Krankenhaus, die die meiste Zeit mit den Patienten verbringt.

Ich stand vor Zimmer 513, die zuständige Pflegerin sprach mich etwas zögerlich an: Es sei vielleicht besser, wenn ein Kollege die Visite übernehmen würde. Es war ihr sichtlich unangenehm. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, und wollte wissen, was los sei. Sie rückte dann da-

mit heraus, dass der Patient Herr Claussen sich darüber beschwert habe, dass er von einem Schwarzen behandelt werde, der nicht einmal ein richtiger Arzt der Klinik sei. Die Ehefrau des Patienten habe auch schon auf der Station angerufen und gefragt, ob tatsächlich ein Schwarzer als Arzt in der Klinik arbeite. Das überraschte mich sehr, denn bei der Visite am Tag zuvor war mir an Herrn Claussens Verhalten nichts Besonderes aufgefallen. Wie üblich hatte ich das Zimmer mit den Worten »Moin Moin, ihr Lieben« betreten und mich bei jedem Patienten nach seinem Befinden erkundigt. Als ich Herrn Claussen fragte, schaute er aus dem Fenster und sagte nichts. Ich war davon ausgegangen, dass der 80-jährige Patient nach einer schweren Bypass-Operation noch nicht in der Lage war, meine Frage zu beantworten.

Dass sein Verhalten gegen mich gerichtet war, schmerzte mich, aber ich sagte zu meiner Kollegin von der Pflege: »Es ist mir egal, ob er ein Nazi oder ein Krimineller ist oder welche Vorurteile er mir gegenüber hat. Er ist mein Patient, und ich werde ihn weiter behandeln.«

Die Beschwerde seiner Ehefrau hatte sich schnell in der Klinik herumgesprochen. Mein Chef regte sich über den Patienten auf und sagte, dass er ihn jederzeit in eine andere Klinik verlegen könne. Ich bestand darauf, dass er mein Patient sei und ich ihn weiter behandeln möchte, es sei denn, er wolle freiwillig die Klinik verlassen.

Ich erinnerte mich an eine ähnliche Situation, als ich auf der Überwachungsstation während meines Nachtdienstes nach einem Patienten gesehen hatte, der wegen einer Herzschwäche mit vielen Medikamenten behandelt wurde. Ich wollte sichergehen, dass sein Zustand stabil war, und ich keine weiteren Maßnahmen ergreifen musste.

Am nächsten Tag beschwerte

Dr. med. Umeswaran Arunagirinathan wurde 1978 auf Sri Lanka geboren. Er lebt heute in Hamburg und in Bad Neustadt a.d. Saale und macht seine Facharztausbildung zum Herzchirurgen.

Er kommt auf Anfrage, wenn es ihm zeitlich möglich ist, auch gern in die Schule. Dr. Umes – so nennen ihn seine Patient_innen – ist zu erreichen unter Mail: umeswaranarunagirinathan@googlemail.com

sich der Patient bei der Visite des Stationsarztes, dass in der Nacht ein pakistanischer Flüchtling in sein Zimmer gekommen sei und sich als Arzt ausgegeben habe. Mein Kollege ärgerte sich über den Patienten und gab dessen Äußerung an den Chefarzt weiter. Der Chef sagte dem Patienten während seiner Visite so ganz nebenbei: »Bitte wundern Sie sich nicht, dass in unserer Klinik pakistanische Flüchtlinge als Ärzte tätig sind. Das sind übrigens die besten, die wir haben«, und verließ das Patientenzimmer. Mein Kollege, der dabei war, erzählte mir die Geschichte, und wir amüsierten uns sehr darüber.

Nun stand also die zweite Visite bei Herrn Claussen an, der nicht von einem dunkelhäutigen Arzt behandelt werden wollte. Für mich war es wichtig, ohne Emotionen, sachlich und höflich mit ihm umzugehen. Ich muss jeden Patienten gleich gut behandeln, unabhängig von seiner Herkunft, Hautfarbe, Religion oder politischen Einstellung. Das ist meine ärztliche Pflicht. Selbst einen srilankanischen Präsidenten, der für die Verfolgung und Vernichtung von Tausenden von Tamilen verantwortlich ist, muss ich, wenn er mein Patient ist, so gut behandeln, wie ich es bei meinem eigenen Vater tun würde.

Ich betrat also Zimmer 513, begrüßte Herrn Claussen, auskultierte seine Lunge, kontrollierte seine Wunden am Brustbein und am rechten Unterschenkel, wo die Venen als Bypass-

Material entnommen worden waren, und suchte seine Arme und Beine nach Ödemen ab. Ich erklärte ihm, wie wichtig das regelmäßige Atemtraining nach einem herzchirurgischen Eingriff sei, und dass es besser sei, tagsüber zu sitzen, zu stehen oder zu gehen, als im Bett zu liegen, um einer Lungenentzündung vorzubeugen. Eine Lungenentzündung könne bei älteren Menschen sogar tödlich enden. Beim Sitzen bat ich ihn, seine Beinmuskeln durch Fußbewegungen zu aktivieren, damit die Muskelpumpe die peripheren Ödeme schnell zum Herzen und somit über die Nieren hinausbefördern könne. Am Ende formte ich noch einen kleinen Ball aus einem OP-Höschen, mit dem er Handgymnastik machen sollte, um seine Handödeme wegzubekommen.

Dann bereitete ich mit der Pflegerin die Entfernung der Thoraxdrainage, die zum Abfluss von Wundflüssigkeit nach der OP gelegt worden war, vor. Für die Patienten ist das Herausziehen der Drainage sehr unangenehm. Mit viel Geduld erklärte ich Herrn Claussen jeden Schritt und entfernte problemlos die Drainage. Ich erklärte ihm auch jedes Medikament, das er aktuell einnehmen musste. Ich visitierte ihn täglich, und nicht einmal bekam ich ein Wort von ihm zu hören. Meistens vermied er es, mich anzusehen. Das war frustrierend.

Herr Claussen machte Fortschritte, und es kam nicht einmal zu einer Rhythmusstörung, wie es oft nach einem herzchi-

urgischen Eingriff der Fall ist, bedingt durch Elektrolytverlust beziehungsweise Volumenverschiebung. Ich entfernte sein Schrittmacherkabel, das während der Operation eingelegt worden war. Auch das erklärte ich ihm genau.

Normalerweise wird die Herzultraschall-Untersuchung vor der Entlassung vom Kollegen des Spätdienstes durchgeführt. Da es mir wichtig war, und ich es auch als eine Herausforderung für mich empfand, möglichst oft Herrn Claussen die Chance zu geben, mich kennenzulernen, führte ich diese Untersuchung selbst durch. Ich erklärte ihm die Schwarz-Weiß-Bilder und die Strukturen am Herzen und die Farben beim Farbdoppler über seinen Herzklappen.

Ich beteiligte mich auch an der Suche nach einer Reha-Klinik für ihn, um seinen Wunsch nach einem Aufenthalt in der Curschmann Klinik an der Ostsee zu erfüllen, und telefonierte mit den netten Damen vom Reha-Management. Am siebten Tag nach seiner Bypass-Operation plante ich, ihn in die Reha-Klinik verlegen zu lassen. Am Entlassungstag ging ich ins Zimmer 513. Herr Claussen saß auf der Bettkante, sein gepackter Koffer lag auf dem Stuhl und ein Gehstock stand angelehnt am Bettende. Ich war sehr froh, dass er ohne Komplikationen seine Bypass-Operation überstanden hatte. Ich wünschte ihm alles Gute und sagte: »Halten Sie Abstand zum Krankenhaus, bleiben Sie gesund, ich möchte sie nie wieder bei uns sehen.« Ich lächelte ihn an und verließ das Zimmer, um meine Visite fortzusetzen.

Vorurteile und Ablehnung erfahre ich natürlich nicht nur bei meiner Arbeit in der Klinik, sondern auch im Alltag und in meiner Freizeit.

Häufig schon ist mir der Zugang zu Diskotheken verweigert worden, weil ich eine dunkle

Hautfarbe habe. Die Leute unterstellen mir, dass ich aggressiv sein könnte und eventuell Unruhe stiften würde. Schon während meiner Abiturzeit und vor allem während meines Studiums in Lübeck hatte ich Probleme, in eine Diskothek reinzukommen. Manchmal hieß es: »Tut mir leid, heute kommen keine Ausländer rein, weil letzte Woche zehn Türken Stress gemacht haben.« Was habe ich mit dem Verhalten dieser zehn Türken zu tun, was haben Ausländer oder bei uns lebende Türken mit diesen zehn gewaltbereiten Jugendlichen zu tun?

Wenn ich von den anderen immer nur als Ausländer gesehen werde, kann ich es nie im Leben schaffen, ein Teil der deutschen Gesellschaft zu werden. Und genauso wenig habe ich eine Chance, wenn ich mich selbst nur als Sri Lankaner sehe. Ich fühle mich längst als deutscher Staatsbürger und als ein Teil dieser Gesellschaft – bis mir wieder mal ein rassistischer Idiot dieses Gefühl austreiben will. (...)

Ich bin froh und dankbar, dass ich bisher in meiner klinischen Tätigkeit diskriminierende Sprüche wie »Schau mal, da kommt der Neger mit dem Kittel« nicht hören musste, oder Äußerungen wie die eines Kollegen, der mit der Familie im Urlaub in Afrika unterwegs war und mit Freude berichtete, dass er bei »all inclusive« einen Neger zur Verfügung gestellt bekommen habe.

Während ich noch vor dem Patientenzimmer 527 mit dem Visitenwagen stand und die nächste elektronische Akte studierte, klopfte mir plötzlich Herr Claussen, der auf seinen Transport zur Reha-Klinik wartete, auf die Schulter. Als ich mich umdrehte, sagte er: »Du bist ein guter Junge«, und schaute mich freundlich an.

Das war eines meiner schönsten Erlebnisse im Krankenhaus. Der Mensch ist bis zum letzten

Atemzug in der Lage, etwas dazuzulernen.

Ich war bereits drei Jahre in Deutschland und konnte noch nicht so gut Deutsch wie meine Mitschüler. Es fiel mir schon immer schwer, eine fremde Sprache zu lernen. Bis heute habe ich die Schläge im Englischunterricht auf Sri Lanka nicht vergessen, weil ich die englischen Texte nicht lesen konnte. Wer die Sprache des Landes nicht beherrscht, hat auch Schwierigkeiten, Freunde zu gewinnen. Ich hatte damals kaum Freunde, denn wie sollte ich mich mit den Schulkameraden verabreden, wenn ich mich nicht mit ihnen verständigen konnte. Oft waren es meine Klassenkameraden, die mir zur Seite standen und Fragen für mich beantworteten. In dieser Zeit hatte ich einen Freund namens Abona. Dass er aus Ghana kam, verband uns besonders, da ich während meiner Flucht monatelang in Ghana ausharren musste, bis die Schlepper endlich eine Möglichkeit gefunden hatten, mich und die anderen tamilischen Flüchtlinge nach Deutschland zu bringen. Er war ein sympathischer Typ, der häufig darüber klagte, dass er sich in Deutschland nicht wohl fühle, und er als Schwarzer in London oder in New York vermutlich besser leben könne. Soweit ich weiß, lebt er heute noch in Deutschland, ohne das Land je verlassen zu haben.

Oft saß ich nach der Schule auf der Bank am Basketballplatz, während Abona Basketball mit den Jungs spielte. Ich schaute besonders einem Jungen zu, der etwas jünger war als ich und einen Kopf größer, mit blonden Haaren und wunderschönen blauen Augen. Er hieß Martin. Ein komisches Gefühl stieg in mir auf, jedes Mal, wenn ich ihn auf dem Basketballplatz sah. Wenn ich abends im Bett lag, hatte ich das Bild seiner blonden

Haare und leuchtenden blauen Augen vor mir.

Ich versuchte alles, um ihn täglich zu sehen, und verbrachte meine Freizeit zwischen Kleinem Holl mit dem Basketballplatz und dem Mühlenbach, wo er mit seinen Eltern wohnte. Ich hatte immer Hemmungen, ein lockeres Gespräch mit ihm anzufangen. Ich versuchte, ihn nach dem Spiel auf dem Weg zum Mühlenbach zu begleiten, und freute mich, wenn wir ins Gespräch kamen. Ich erinnere mich noch gut, dass wir uns über unsere Zukunftspläne unterhielten und er mir sagte, dass er Hotelmanager werden möchte. Es kam ihm sicherlich seltsam vor, dass ich ihn regelmäßig vom Basketballplatz nach Hause begleitete. Am liebsten hätte ich ihm jedes Mal gesagt, dass ich ihn mag und glücklich bin, in seiner Nähe zu sein. Dass es mein Traum war, ihn eines Tages umarmen zu dürfen.

Ich hatte keine Freunde, mit denen ich über meine Gefühle für Martin hätte reden können. In der Schule wurde nicht darüber gesprochen, ob es normal war, dass ein Junge den Wunsch hatte, einem anderen Jungen nah zu sein. Aber ich musste etwas tun und beschloss, einen Brief an Martin zu schreiben, in dem ich ihm alles das sagen wollte, was ich mir bisher nicht getraut hatte.

Mein Onkel besaß einen Computer, und eines Abends, als ich allein zu Hause war, Onkel und Tante waren mit den Kindern zu Besuch bei einer tamilischen Familie, schrieb ich auf dem Computer einen Brief an Martin. Es wurde ein Liebesbrief. Ich nahm ihn mit zum Kleinen Holl, aber erst nach einigen Tagen traute ich mich, Martin nach dem Spiel auf dem Weg nach Hause den Brief in die Hand zu drücken. Schnell war ich verschwunden, denn ich hatte Angst vor seiner Reaktion.

Ich hätte wissen müssen, dass ich ihm den Liebesbrief nicht



hätte geben dürfen. Aber wenn ich es nicht getan hätte, wäre mein Kopf irgendwie geplatzt. Der Wunsch, Martin meine Gefühle zu offenbaren, war so groß, dass ich mir keine Gedanken über die Folgen machte.

Am nächsten Tag, zitternd am ganzen Körper, ging ich nach der Schule wie üblich zum Basketballplatz. Ob Martin noch mit mir reden oder ob er mich wegen des Briefs vor den anderen bloßstellen würde? Ich sah ihn bereits von Weitem spielen und nährte mich den Bänken. Da hörte ich schon: »Da kommt die Schwuchtel.« Mir war sofort klar, dass es sich um mich handelte.

Ich ging trotzdem weiter auf den Basketballplatz zu. Mein Freund aus Ghana kam mir entgegen. Er blieb vor mir stehen und fragte mich, ob ich einen Liebesbrief an Martin geschrieben hätte und ob ich schwul sei. Und ergänzte die Frage mit dem Spruch: »So was Ekliges geht gar nicht!«

Ich hatte gehofft, er würde mich verstehen. Er drehte sich abrupt um und ging zu den anderen auf dem Platz und lachte gemeinsam mit ihnen. Immer wieder fiel das Wort »Schwuchtel«. Martin zeigte den Brief allen Jungs, und sie lasen ihn laut vor. Von da an war ich nicht mehr Umes, sondern »die Schwuch-

tel«.

Ich war verzweifelt, wusste nicht, was ich tun sollte. Sollte ich sagen, dass der Brief nicht von mir stamme. Da er mit dem Computer geschrieben war, ohne Unterschrift, hätte ich es versuchen können. Aber da in jedem Satz mindestens drei Grammatikfehler und reichlich Rechtschreibfehler waren, hätten die anderen ohne Zweifel gemerkt, dass der Brief von mir stammte. In den folgenden Tagen ging ich nach der Schule direkt nach Hause. Ich traute mich gar nicht mehr auf die Straße, aus Angst, von den Jungs als »Schwuchtel« beschimpft zu werden.

Ich verließ das Haus nur noch, um meiner Tante beim Einkaufen zu helfen. Wenn ich traurig war und allein sein wollte, ging ich in den elften Stock unseres Hauses und betrachtete die Passanten von oben. Ich nahm das Treppenhaus, und bei jeder Stufe dachte ich, dass mich jetzt alle hassen und niemand mit mir befreundet sein möchte, weil ich schwul bin. Ich fühlte mich so schwach, und meine Beine wurden immer schwerer, je höher ich kam. Das war ungewöhnlich für mich als Marathonläufer.

Als ich im elften Stock stand, fühlte ich mich genauso elend und verzweifelt wie damals, als ich von der Behörde den Ab-

schiebebrief bekam, dass ich binnen 30 Tagen die Bundesrepublik Deutschland verlassen müsse. Ich stand wieder allein ganz oben, hielt das Metallgelenk umklammert und wäre am liebsten runtergesprungen. Nur der Gedanke an meine Mutter, die viel Kraft und Liebe aufbringen musste, um mich aus dem Krieg herauszubringen, hielt mich von einem Sprung ab.

Meinen Einbürgerungsantrag wollte ich nach meinem bestandenen medizinischen Staatsexamen in Lübeck stellen. Ich stand also eines Morgens in der Einbürgerungsbehörde vor dem Büro einer Sachbearbeiterin, die für Antragstellung und Information zuständig war. Ich klopfte an und hörte ein lautes Ja. Ich öffnete die Tür und sagte: »Guten Morgen, mein Name ist Umeswaran Arunagirinathan. Ich komme aus Sri Lanka und habe in Lübeck Medizin studiert. Könnte ich bitte Informationen für die Einbürgerung bekommen?« Mit einer etwas gereizten Stimme antwortete die Dame im Büro: »Sie sind doch zum Studieren hergekommen, was wollen Sie mit der Information zur Einbürgerung?«

Auf meine Frage antwortete die Sachbearbeiterin mit einer Gegenfrage, und ihr Ton signalisierte mir, dass sie meinem Anliegen ablehnend gegenüberstand. Dieses Verhalten war mir nicht fremd. Ich hatte es schon als Schüler in Hamburg beim Arbeitsamt kennengelernt. Meine Frage, warum ich für einen Job, bei dem ich fünfzehn Mark verdienen könne, keine Erlaubnis erhalte, wurde damals mit der Gegenfrage beantwortet, warum ich noch eine Arbeitserlaubnis brauche, wenn ich doch wieder zurück in meine Heimat gehen müsse. Ich besaß während der Schulzeit lediglich eine Duldung. Mein Aufenthalt in

Deutschland konnte jederzeit beendet werden.

Nach meiner Internetrecherche war ich mir sicher, dass die rot-grüne Regierung beschlossen hatte, dass die Dauer der Aufenthaltsbewilligung als anrechnungsfähige Zeit für die Einbürgerung gewertet werden

könne, und ich daher nach dem Medizinstudium einen Einbürgerungsantrag stellen konnte.

Nach der Abweisung auf der Einbürgerungsbehörde holte ich mir Rat bei Familie Wegener in Lübeck, deren Tür immer für mich offen steht. Das Ehepaar Wegener hat zwei Kinder adoptiert, aus Sri Lanka und dem Libanon, und ist in verschiedenen sozialen Projekten auf Sri Lanka aktiv. Nachdem sich Herr Wegener gründlich über die Einbürgerungsvorschriften informiert hatte, schlug er vor, mich zum Amt zu begleiten.

Ich stand also erneut mit demselben Anliegen vor demselben Büro der Einbürgerungsbehörde. Herr Wegener klopfte an die Tür, öffnete sie und erklärte: »Ich komme als Begleitung von Umeswaran Arunagirinathan. Wir möchten seine Einbürgerung beantragen.« Dieselbe Sachbearbeiterin, die sich eine Woche zuvor abweisend verhalten hatte, sagte: »Bitte, kommen Sie herein, Herr Wegener.« Sein sicheres und selbstbewusstes Auftreten zeigte Wirkung.

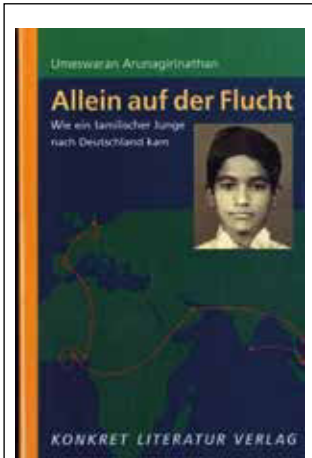
Vier Wochen später bekam ich per Post die Mitteilung, dass ich meine Einbürgerungsurkunde im Einwohnermeldeamt in Lübeck abholen könne. Ich war so glücklich wie nach meinem bestandenen Medizinexamen.

So gab es im Sommer 2008 für mich gleich drei Anlässe, ein Grillfest mit meinen Freunden im Garten meines Patenonkels Lorenz Köhler in Hamburg-Neuengamme zu feiern. Ich hatte das Medizinstudium erfolgreich beendet und arbeitete bereits als Assistenzarzt in meiner Heimatstadt Hamburg, mein Buch »Allein auf der Flucht« war erschienen, und ich war deutscher Staatsbürger. Endlich, nach 20 Jahren, durfte ich in meiner neuen Heimat ein Teil dieser Gesellschaft sein. Nicht mehr als Flüchtling mit begrenzten Aufenthaltserlaubnissen, in ständiger Angst vor

einer Abschiebung. Der Kampf hatte sich gelohnt. Jasmin, eine meiner engsten Freundinnen aus der Schulzeit, schenkte mir ein T-Shirt mit dem Aufdruck »Arzt, Autor und Deutscher«.

Zu Beginn (meiner Ausbildungszeit zum Herzchirurgen in Bad Neustadt/Bayern) verbrachte ich meine Freizeit oft im Fitnessstudio. Eines Tages fragten einige Frauen, die überrascht waren, einen Dunkelhäutigen im Fitnessstudio zu sehen, eine Trainerin, wie ich überhaupt ins Fitnessstudio reingekommen sei. In der Umkleidekabine drehte sich ein älterer Herr nach mir um und sagte: »Du nix Sauna!?!« Ich schaute mich um, und da ich außer mir keinen anderen im Raum sah, musste er mich gemeint haben. Ich verstand nicht, was der Mann mit »Du nix Sauna!?!« mir sagen wollte. Wollte er mich fragen, ob ich mit in die Sauna gehe, oder wollte er mir mitteilen, dass ich nicht in die Sauna gehen darf? Ich fragte ihn, was er mir sagen möchte. »Ah, du verstehst unsere Sprache. Ich dachte, du bist ein Asylant.«

Ich antwortete dem Mann, dass ich ein ehemaliger Asylbewerber sei, inzwischen aber aus Hamburg komme. Es war keine angenehme Situation, und ein bisschen schämte ich mich für den Mann, als er mir sagte: »Du, das war nicht böse gemeint, ich dachte, du bist ein Asylant und verstehst unsere Sprache nicht. Ich bin Lehrer an der Schule und unterrichte Deutsch für ausländische Schüler.« Ich konnte es kaum fassen. Er müsste doch wissen, wie wichtig es ist, mit Asylbewerbern und Flüchtlingen korrektes Deutsch zu sprechen, damit sie die Chance bekommen, die Sprache richtig zu lernen. Und es müsste ihm auch klar sein, wie diskriminierend es ist, Asylbewerber einfach zu duzen.



**Konkret-Literaturverlag,
Hamburg 2006, 137 Seiten,
broschiert, 12,50 Euro**

"Allein auf der Flucht" ist die bewegende Geschichte eines Jungen, der sich nur eines wünscht: in Frieden zu leben. Aufgewachsen im Bürgerkriegsgebiet auf Sri Lanka, gelingt es seiner Mutter, ihm im Alter von 12 Jahren mit Hilfe von Schleppern die Flucht zu ermöglichen. Allein reist er zunächst nach Singapur. Was folgt, ist eine Odyssee, die ihn erst über viele Umwege zum Ziel führen wird.

Das erste Buch von Umeswaran Arunagirinathan ist genauso lesenswert wie das, aus dem wir euch 'Unsere Weihnachtsgeschichte' präsentiert haben. Beide Bücher schreien regelrecht danach, in den Jahrgangsstufen 8 und 9 zur Standardlektüre erklärt zu werden. JG